

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 110 (2016)
Heft: 11

Artikel: "Statt über Sex reden wir über alte Menschen, die wir betreuen" : 24-Stunden-Betreuungsarbeit zwischen Ausbeutung und gewerkschaftlichem Engagement : Interview
Autor: Burger, Léa / Metelska, Barbara / Metelska, Barbara / Meyer, Marianne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632343>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Statt über Sex reden wir über alte Menschen, die wir betreuen»

**24-Stunden-Betreuungsarbeit zwischen Ausbeutung und
gewerkschaftlichem Engagement**

*Über das Anerkennen von Abhängigkeiten, faire Löhne
und anderes Wirtschaften, wenn unsere Gesellschaft von
Sorgearbeit aus gedacht wird: Ein Gespräch mit Barbara
Metelska, die alte Menschen umsorgt, und Marianne
Meyer vom VPOD Basel.*

**Carearbeit
und das
gute Leben**

*Barbara Metelska, früher haben Sie in
der 24-Stunden-Betreuung gearbeitet.
Mittlerweile betreuen Sie eine demente
Frau. Wie sah Ihr Arbeitstag heute aus?*

Barbara Metelska: Am Mittwoch habe ich immer frei, darum habe ich heute alles mögliche gemacht: Am Vormittag war ich zwei Stunden bei einem älteren Ehepaar putzen, um mein Einkommen aufzubessern. Danach war ich beim RAV (Regionale Arbeitsvermittlung, Anm. d. Red.), um dort ehrenamtlich zu dolmetschen.

Das Ehepaar, bei dem ich putzen war, ist übrigens aus Russland. Das ist interessant für mich, weil ich Polin bin und ihre Sprache sehr gut verstehe.

*Geht es dort anders zu und her als in
einem Schweizer Haushalt?*

Barbara Metelska: Wenn du in ein fremdes Haus gehst, siehst du, mit wem du zu tun hast. Ich habe schon Wohnungen gesehen, die sehr reduziert sind, mit wenig Mobiliar. Und hier, bei der russischen Familie: Luxus. Viele vergoldete Möbel, ein grosses Bett – solch eine Pracht, obwohl die Leute nicht reich sind. Das kenne ich aus dem Osten.

Die russischen Leute waren sehr herzlich, ja überherzlich. Ich bin auch manchmal überherzlich. SchweizerInnen erlebe ich eher höflich, sachlich und distanziert. Es gibt selten ein lockeres Schwatzen zwischendurch. Aber das ist natürlich auch eine Frage des Umgangs.

*Viele Betreuerinnen, die in Deutschland
oder der Schweiz arbeiten, kommen aus
Polen oder Rumänien. Was sind die
Herausforderungen, um Carearbeit ge-
werkschaftlich zu organisieren, wie dies
etwa im Netzwerk Respekt@vpod ge-
macht wird?*

Marianne Meyer: Bei der Care-Migration oder «Pendel-Migration» kommen und gehen die Frauen. Sie arbeiten hier zum Beispiel einen Monat, dann gehen sie in ihr Herkunftsland zurück. Es ist oft schwierig, die Frauen überhaupt

zu erreichen, weil sie im Privathaushalt sehr vereinzelt arbeiten. Die Care-Migrantinnen gelten daher als sehr schwer organisierbar.

In Basel war für uns die Kirche äusserst wichtig: Jeden Sonntag gibt es eine polnische Messe in einer katholischen Kirche. Da finden sich viele Frauen und Care-Migrantinnen, trinken zusammen Kaffee und tauschen sich aus. Für viele Care-Migrantinnen ist es schwierig, Freizeit zu erhalten oder diese einzufordern. Wenn aber eine Frau sagt, dass sie in die Kirche will, verwehrt ihr das selten jemand.

Die Verbindung in der «Community», der eigenen Gemeinschaft polnischer Migrantinnen, stand also vor der gewerkschaftlichen Organisation. Wie kam es dann aber im Jahr 2013 dazu?

Marianne Meyer: Da spielt sicher die Soziologin Sarah Schilliger von der Uni Basel eine wichtige Rolle, weil sie zum Thema Care-Migration eine Doktorarbeit geschrieben hat. Sie hatte die polnische Carearbeiterin Bozena Domanska kennengelernt, die dem VPOD beigetreten war. Diese Umstände und das wachsende gesellschaftliche Bewusstsein, dass Altern in Würde wichtig ist und im Bereich der Pflegearbeit oft prekäre Anstellungsverhältnisse bestehen, haben uns ermutigt, das Netzwerk zu gründen. Wir wollten, dass die arbeitsrechtlichen Regeln eingehalten werden.

Wozu dient heute das Netzwerk?

Marianne Meyer: Vor allem zur Vernetzung der Frauen und für den Erfahrungsaustausch. Manchmal erzählen die Frauen schreckliche Geschichten, etwa, dass sie feuchte, schimmelige Zimmer bewohnen müssen. Sich dagegen zu wehren, ist nicht leicht. Einmal hatten wir reklamiert, dass eine Frau zu wenig Haushaltsgeld bekommt. Die Arbeitgeberin antwortete, dass sie doch froh sein müsste, weil sie oft zum Essen eingeladen werde und dann die Essensreste

mit nach Hause nehmen dürfe. Das ist peinlich und beschämend.

Barbara Metelska: Wir treffen uns auch privat und reden natürlich vor allem über die Menschen, die wir betreuen. Wir machen «Supervision» untereinander: Wir sitzen bei einem Glas Wein und schwatzen statt über Sex über die alten Menschen, die wir betreuen.

Mit der Unterstützung des Netzwerks haben Bozena Domanska und ihre Kollegin Agata Jaworskas eine Klage vor Gericht eingereicht und gerechte Lohnzahlungen gefordert. Sie, Marianne Meyer, haben diesen Prozess eng begleitet.



Marianne Meyer: Der Gerichtsentscheid zu unserer Musterklage ist wegweisend. Er anerkannte, dass die Präsenzzeit je nach Pflegebedürftigkeit einer Person entschädigt werden muss und nicht einfach gratis geleistet werden kann.

Das Problem bei einer 24-Stunden-Betreuung ist, dass das Arbeitsgesetz Privathaushalte eigentlich nicht abdeckt. Wenn eine Person jedoch über eine Firma angestellt wird und ein Unternehmen im Privathaushalt Gewinne erwirtschaftet, gilt es: Pikettdienst am Arbeitsplatz ist Arbeitszeit und muss honoriert werden.

Barbara Metelska
(links) und Marianne
Meyer.
Bild: Léa Burger

Das Netzwerk Respekt@vpod wurde 2013 von rund zwanzig Care-Migrantinnen gegründet. Es setzt sich für faire Arbeitsbedingungen ein, informiert über geltende Gesetze und unterstützt Lohnklagen. Respekt@vpod wurde 2015 mit dem Chancengleichheitspreis beider Basel ausgezeichnet.
www.respekt-vpod.ch

Weil die Betreuungsarbeit rund um die Uhr geleistet wird, verändert sich die sogenannte Privatsphäre der Betreuungsperson, sie wird praktisch aufgelöst. Wie ist das emotional?

Barbara Metelska: Es ist schwierig, sich abzugrenzen. Weil du die ganze Zeit da bist, erlebst du freudvolle und traurige Momente und hörst ständig Gespräche mit. Mit der Zeit kennst du die Familienverhältnisse sehr gut. Das ist merkwürdig, weil du eigentlich Hauspersonal bist. Gleichzeitig bist du mit den Personen alleine und nimmst Anteil, wenn sie traurig sind. Da kannst du nicht gleichgültig bleiben. Du hörst zu und weinst mit. Sie weinen auch mit dir, wenn du weinst – das habe ich oft erlebt. Ich erhalte also auch sehr viel. Es sind menschliche Beziehungen, ohne Klassifikation und Kategorien. Aber wer bist du? Weder Freundin noch Familienmitglied.

Marianne Meyer: Und wenn ihr jemanden in den Tod begleitet, ist es noch viel intensiver. Ich habe viele Frauen erlebt, die nach dem Tod der Oma – wie ihr die alten Frauen manchmal liebevoll nennt – in ein Loch gefallen sind. Die Frauen verlieren dann nicht nur ihre Arbeit, sondern auch das Dach über dem Kopf und eine nahe Person. Es gibt Familien, die dann sehr dankbar sind und Geschenke machen. Aber es gibt auch viele enttäuschende Situationen.

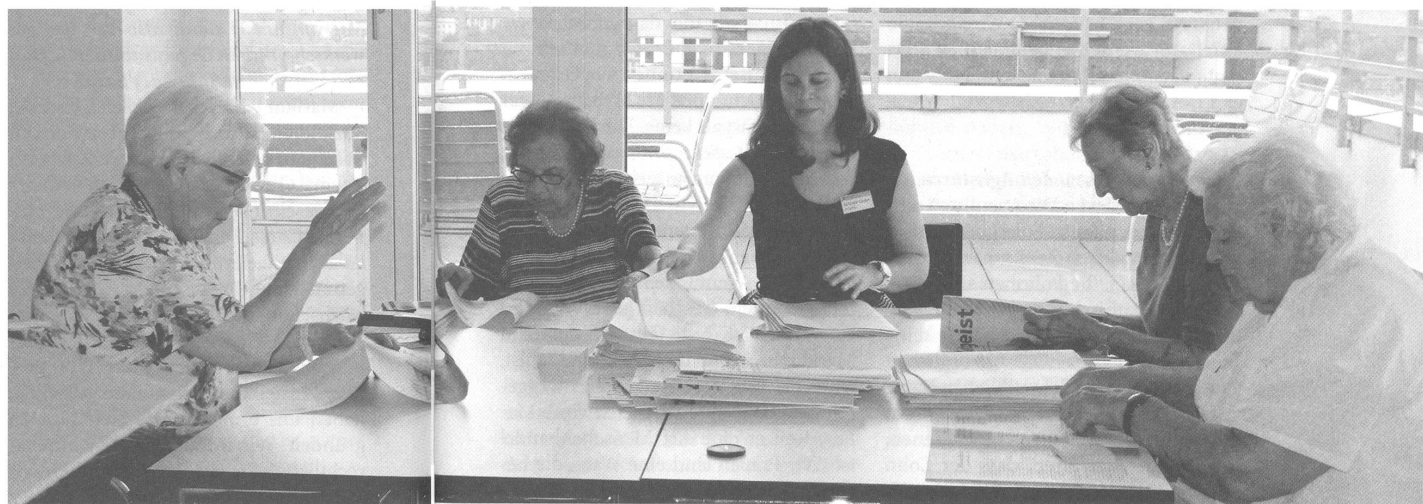
Barbara Metelska: Mir fehlt oft das Dankeschön vonseiten der Kinder. Die älteren Leute sind, wie sie sind. Aber die Kinder – sie sind oft misstrauisch und zweifeln zum Beispiel an dir, wenn du zur Mutter nett bist. Sie glauben, du wolltest Geld erben. Aber es ist doch selbstverständlich, nett zu sein und sich zu kümmern, wenn jemand Betreuung braucht.

Carearbeit ist ja gerade wegen solchen emotionalen Verbindungen nicht rationalisierbar. Autos kann man zwar schneller produzieren, Menschen aber nicht schneller pflegen oder trösten, wie es die

Care-Ökonomin Mascha Madörin prägnant formuliert. Wie reagieren die Agenturen auf diese Situation?

Barbara Metelska: Die Betreuerinnen wechseln bei der 24-Stunden-Betreuung oft jeden Monat. In der Schweiz kann man sich neunzig Tage ohne Bewilligung aufhalten, sodass viele Frauen nur für diese Zeit hier arbeiten. Die Agenturen haben also eine grosse Auswahl. Weder BetreuerInnen noch die Familien können sich richtig aneinander gewöhnen. Aber menschliche Beziehungen werden natürlich trotzdem geknüpft.

Für mich ist es ein Phänomen, dass wir Polinnen oft als «gute Betreuerinnen» bezeichnet werden. Ich habe



eine etwas andere Meinung über uns. Wir sind offen, frech, einfach. Vielleicht ist es gerade unsere Offenheit, die hier als Herzlichkeit verstanden wird. Wenn wir zum Beispiel Danke sagen, meinen wir das wirklich. Ausserdem ist es bei uns Tradition, älteren Menschen gegenüber eine spezielle Achtung entgegenzubringen.

Haben Sie darum in Polen auch Ihre Mutter selber gepflegt?

Barbara Metelska: Ja. Ins Pflegeheim zu gehen oder zu sagen, «ich will meine Kinder nicht belasten, lieber sterbe ich» – solch ein Denken ist für meine Generation in Polen fremd. Ich kümmere mich um meine Nächsten, auch wenn es mir eine Last ist. Das macht man einfach. Aber bei meiner Mutter tat ich es auch aus egoistischen Gründen. Ich hätte nicht ruhig schlafen können, ohne zu wissen, wie es ihr geht. Das hat aber auch meine Ehe kaputt gemacht, da mein Mann das nicht tolerierte.

Marianne Meyer: Meine Mutter wollte sich lieber von professionellen Pflegerinnen pflegen lassen. Sie schämte sich irgendwie vor uns. Ich kann mir

vorstellen, dass ich auch so sein werde. Wobei es auch eine Frage des Geldes ist, wer dich wie pflegt.

Meine Mutter wohnte in einer Wohnung, die zu einem Pflegeheim gehörte. Sie lebte aber sehr selbstständig. In den letzten beiden Nächten vor ihrem Tod war sie noch im Pflegeheim. Da waren wir alle bei ihr. Aber vorher hatte sie das nicht zugelassen. Wenn sie allein sein wollte, ging ich – vielleicht war das falsch.

Barbara Metelska: Nein. Es ist das Recht der Kinder, dass sie sich nicht immer um das Schicksal der Eltern kümmern müssen. Aber es gibt Lebensabschnitte, in denen es wichtig ist.

Mir scheint, dass Abhängigkeit in unserer Gesellschaft immer negativ bewertet wird. Zu anerkennen, dass wir nicht isoliert leben, sondern in Beziehungen und von diesen abhängig sind, würde das Leben doch vereinfachen?

Barbara Metelska: Der Individualismus im Westen kommt davon, dass die Leute verwöhnt sind. Es gibt so viel Geld, das macht die Gesellschaft komisch.

Ich bekomme auch viel von den Leuten, die ich betreue. Ich konnte zum Beispiel beobachten, wie sie mit den Gedanken an den Tod umgehen: Die meisten haben am Schluss gar keine Angst mehr. Sie leben so lange, dass sie sich langsam daran gewöhnen und gewisse Emotionen ausschalten. Irgendwie sind sie bereit. Das habe ich wirklich bewundert.

Marianne Meyer: Ja, da war meine Mutter auch ein Vorbild. Sie wusste irgendwann, dass sie nicht mehr lange lebt.

Bewohnerinnen arbeiten mit der Redaktorin Carolyn Kerchof am Versand der Zeitschrift Zeitgeist.

Also verabschiedete sie sich von ganz vielen Menschen und teilte uns mit, wie sie im Sarg angezogen werden will. Dazu hatte sie auch eine falsche Perlenkette herausgesucht, damit wir die echten erben würden. Wir Kinder haben viel gelacht darüber, weil wir die Unterschiede gar nicht kannten. Aber dieser Wille, bis zum Schluss würdevoll und autonom zu sein, hat uns sehr beeindruckt.

Das finde ich an diesem Beruf der Betreuerin so wahnsinnig: sich immer wieder mit dem Sterben zu beschäftigen.

Barbara Metelska: Meine alte, demente Dame, die ich zur Zeit betreue, hat kürzlich gefragt, ob ich wisse, wie alt sie sei und wann sie sterben würde. Ich habe ihr dann gesagt, dass sie 89 ist. Sie reagierte ganz erstaunt: «Was, ich? So alt? Dann werde ich bald sterben.» Da sagte ich: «Nein, niemand weiss, wann er stirbt.» Und sie: «Es ist egal. Ich vergesse es sowieso.»

Nochmals zurück zu den Agenturen.

Marianne Meyer: Die Agenturen nützen es aus, dass es in Polen noch einen grösseren familiären Zusammenhalt gibt, und sagen: «Ja, die Polinnen sind noch richtig empathische, herzliche Frauen, die machen das gerne und haben keine Berührungsängste.» Die fürsorglichen Qualitäten werden der weiblichen Natur zugeschrieben. Weil es also zum Frau-sein gehört, Menschen zu betreuen, meinen die Agenturen, dass der Lohn nicht so hoch sein müsse. Die Arbeit als solche wird nicht anerkannt. Ich finde das einen Skandal!

Sie sprechen geschlechterspezifische Rollenvorstellungen an. Werden solche Aspekte auch bei den Treffen des Netzwerks Respekt thematisiert?

Marianne Meyer: Wir setzten uns auch mit Forschungsarbeiten auseinander, die zum Beispiel diskursanalytisch das Sprechen der Agenturen über die Frauen untersuchen. Die nachweislichen Behauptungen, dass Frauen gratis

oder für schlechten Lohn arbeiten, gerade weil es um «Frauenarbeiten» geht, wurden in unserer Gruppe mit Empörung diskutiert.

Weil wir die Chancengleichheit der Frauen thematisieren und diese Zuschreibung von Fähigkeiten aufgrund des Geschlechts in Frage stellen, haben wir letztes Jahr auch den Chancengleichheitspreis beider Basel bekommen.

Gratulation! Verstehen Sie das Netzwerk auch als feministisch engagiert, oder ist es primär gewerkschaftlich ausgerichtet?

Marianne Meyer: Ja, auf jeden Fall auch feministisch. Bei der Care-Migration wehren wir uns dagegen, dass die Firmen gigantische Profite machen auf Kosten der Betreuerinnen aus Osteuropa, für die eine prekäre Arbeit immer noch besser ist als keine. Die Frauen des Netzwerks *Respekt* sind sich bewusst, dass sie als Frauen ausgebeutet werden.

Barbara Metelska: Es ist ja merkwürdig, dass die meisten Chefs der Agenturen Männer sind. Ich würde nie Besitzerin einer Agentur sein wollen, weil es immer um ein Geschäft geht. Wenn du zu menschlich bist, fällst du aus dem Markt raus. Wenn du faire Löhne zahlst, wirst du von der Konkurrenz weggeschoben. Wir sprechen auch von «Mafia», weil es eine Art Menschenhandel ist: Wir Frauen sind eine Ware, die herumgeschoben werden kann.

Aktuell ist Lohndumping eine grosse Frage. Agenturen bieten eine 24-Stunden-Betreuung für 1700 Franken an. Wie viel verdienen da noch die Betreuerinnen?! Alle sagen, das sei illegal, und dennoch wird öffentlich dafür Werbung gemacht.

Was verdient eine Agentur bzw. eine Betreuerin durchschnittlich?

Marianne Meyer: Für eine 24-Stunden-Betreuung, sieben Tage die Woche verlangen die Agenturen von den Fami-

lien zwischen 7000 und 14000 Franken pro Monat. Mit den Betreuerinnen wird dann eine 42-Stunden-Woche vereinbart, so dass sechs Stunden Arbeit pro Tag bezahlt werden – der Rest ist Gratisarbeit. Frauen verdienen bei solchen Angeboten um die 3000 Franken. Der Rest ist Gewinnmarge!

Bei der Klage von Agata war es genauso: Sie verlangte, ihre tatsächliche Arbeit rund um die Uhr, auch am Wochenende und in der Nacht, erfassen zu können. Die Firma liess das aber nicht zu. Vor Gericht fragte ein Richter die Agentur, welchen Preis die KundInnen bezahlen müssen. Auf die Antwort entgegnete der Richter, eine Familie bezahle doch nicht 10 000 Franken für eine Pflegerin, die nur sechs Stunden pro Tag arbeitet. Damit war klar, dass weit mehr als nur sechs Stunden gearbeitet und Agata ausgebeutet wurde.

Barbara Metelska: Ein alter Trick ist auch, dass du für eine Person angestellt wirst, aber zwei Personen betreust. Du kochst zum Beispiel für eine alte Frau und gleichzeitig auch für ihren 90-jährigen Ehemann. Du schaust auch zu ihm, wenn er nachts aufs Klo muss, oder suchst auch sein Gebiss, wenn er es verloren hat. So kann die Familie sparen.

Der Vorteil, über eine Agentur angestellt zu sein, besteht darin, dass das Arbeitsrecht greift. Wird das Recht unterwandert, wenn sich Frauen direkt bei einer Familie anstellen lassen?

Marianne Meyer: Ja. Aber wenn Familien erfahren, wie wenig Lohn die Betreuerinnen von den Agenturen erhalten, sind sie oft empört und bereit, die Frauen direkt anzustellen. Sie bezahlen den Frauen dann meist einen besseren Lohn und sparen selber Geld, weil sie nicht mehr 14000, sondern vielleicht 8000 Franken bezahlen. Das kommt in die Nähe eines fairen Lohns.

Wenn man die 24-Stunden-Betreuung nach geltendem Arbeitsrecht bezahlen würde, ist es ein sehr teures Mo-

dell: Es bräuchte einen Dreischichtbetrieb wie im Spital, mit einer Ablösung für die Ferien. Das wäre mit über 20 000 Franken pro Monat dermassen teuer, dass es nur noch für sehr reiche Leute in Frage käme. Das ist ein Dilemma.

Natürlich unterstützen wir alle, die heute 24-Stunden-Betreuung leisten. Aber das ist nicht das Modell der Zukunft. Wir brauchen Angebote, die auf die unterschiedlichen Bedürfnisse eingehen und integriert sind: Tagesbetreuung, betreutes Wohnen, Nachtwachen etcetera mit fairen Arbeitsbedingungen.

Wie müsste sich unsere Gesellschaft verändern, wenn wir unsere Wirtschaft von der Sorgearbeit her denken?

Marianne Meyer: Die Carearbeit müsste vor allem öffentlich finanziert werden. Sie ist ja vom Volumen her insgesamt grösser als die sogenannte produktive Arbeit. Wir können heute ein komplexes Smartphone in einem Bruchteil der Zeit produzieren, in der wir früher Telefonapparate hergestellt haben. Die Produktivität hat sich derart gesteigert, dass man Gewinne abschöpfen und für die Finanzierung von Carearbeit aufwenden könnte. Man redet immer über die hohen Kosten im Sorge- und Pflegebereich. Aber Carearbeit ist im Verhältnis zur Güterproduktion nur teuer, weil sie nicht gleichermassen rationalisiert werden kann.

Eine Umverteilung der Geldflüsse wäre also notwendig, damit Carearbeit angemessen honoriert wird. Eine andere Form der Entlohnung, die sich der kapitalistischen Logik entzieht, kann gesellschaftliche Anerkennung sein.

Marianne Meyer: Die Carearbeit ist heute öffentliches Thema. Dazu hat zum Teil auch unsere Arbeit im Netzwerk *Respekt* beigetragen. So setzt sich der Bundesrat nun damit auseinander und hat in Erfüllung des Postulats von Nationalrätin Schmid-Federer (CVP/ZH) im April 2015 einen Bericht zur Care-Migration



*Barbara Metelska, *1960, hat drei Söhne und arbeitete in Polen als Lehrerin und nach einem Psychologiestudium als Psychologin in eigener Praxis. 2010 begann sie in Deutschland, als 24-Stunden-Betreuerin zu arbeiten, und kam 2012 in die Schweiz.*

barbara.metelska@gmail.com

*Marianne Meyer, *1953, ist Gewerkschaftssekretärin beim VPOD Region Basel und dort zuständig für den Gesundheitsbereich. Sie begleitet das Netzwerk Respekt@vpod seit der Gründung 2013.*

marianne.meyer@vpod-basel.ch

veröffentlicht. Dort drin stehen für mich zwei wesentliche Dinge: Erstens anerkennt der Bundesrat, dass es um sehr belastende Arbeit geht, die bei einer 24-Stunden-Betreuung nicht von einer Person alleine geleistet werden kann. Zweitens sagt er klar, dass die Präsenzstunden rund um die Uhr entschädigt werden müssen. Nun sollte der Bundesrat eine nationale Regelung finden und diese nicht mehr den Kantonen überlassen.

Zum Schluss, Barbara Metelska: Was sollte sich Ihrer Erfahrung nach im Bereich der 24-Stunden-Betreuung ändern? Welche Wünsche haben Sie?

Barbara Metelska: Es würde helfen, wenn die Betreuerinnen bei einer 24-Stunden-Arbeit separat wohnen und die Freizeit unabhängig von den betreuten Menschen geniessen könnten. Obwohl es viele freie Momente am Tag gibt, sind es immer nur ein paar Minuten. Wohin kannst du in dieser Zeit gehen? Zur Busstation und wieder zurück.

Es gibt keine Grenzen, das ist eine psychische Belastung.

Für mich persönlich wünsche ich, dass die Schweiz nicht so streng ist, wenn es um Papiere und um die Anerkennung meiner Qualifikationen geht. Ich habe aber die Hoffnung, dass unsere Ausbildungen eines Tages anerkannt werden.

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, etwas ruhiger zu werden. Ich habe im Moment existenzielle Sorgen, ob mein jüngster Sohn in England studieren kann. Er ist sehr begabt und würde gerne an ein College gehen. Mein Lohn reicht für mein bescheidenes Leben – aber zusätzlich für das Studium meines Sohnes? Kürzlich sagte er zu mir: «Mutti, ich schaffe das. Ich bekomme ein Stipendium. Mache dir keine Sorgen.»

Vielleicht ist es Zeit, loszulassen, mir einen guten Freund zu suchen und ein wenig das Leben zu geniessen.

Vielen Dank für dieses persönliche Gespräch und die Offenheit.